

Textsortenklassifikation aus kognitiver Sicht

Arnulf Deppermann (Frankfurt am Main)

1. Zur Frage des theoretischen und methodischen Ansatzes der Textsortenklassifikation

Aus kognitiv-pragmatischer Sicht sind Textsortenprädikate Bezeichnungen, die Produzenten und Nutzer für unterschiedliche Kategorien von Texten gebrauchen. Diese Kategorien sind mental repräsentiert. Die Repräsentation umfasst das semantische und pragmatische Wissen über Textsorten, das für die Identifikation, die Produktion, die Interpretation, die Erwartungsbildung (z.B. hinsichtlich Textfortsetzungen) und die Bewertung (z.B. bez. Angemessenheit, Schönheit) von Token einer Textsorte grundlegend ist.

Aus kognitiv-pragmatischer Sicht bilden nicht Texte als solche den Gegenstand der Untersuchung, sondern es interessiert, was Produzenten und Nutzer mit Texten tun. In Bezug auf die Frage nach der Textsortenklassifikation bedeutet dies, dass die Semantik und die Verwendung von Textsortenprädikaten empirisch zu untersuchen sind. Das Ziel besteht darin, die mit ihnen assoziierten Wissensstrukturen und Verwendungsregeln zu rekonstruieren. Auszugehen ist dabei von „Ethnokategorien“, also von Bezeichnungen, die in der gesellschaftlichen Praxis anzutreffen sind. Diese „emischen“ Kategorien sind aber sicher nicht ausreichend, da anzunehmen ist, dass es weitere für die Produktion und Rezeption unterschiedlicher Textsorten relevante Wissensbestände gibt, die aber nicht mit verbindlichen Bezeichnungen assoziiert sind. Weiterhin ist davon auszugehen, dass Textsortenbezeichnungen hochgradig polysem und kontextabhängig sind (s.u.).

Um das Wissen über Textsorten zu erfassen, können eine Reihe (quasi-) experimenteller Verfahren angewandt werden. Dazu gehören Kategorisierungsaufgaben (Texttoken benennen), Sortieraufgaben (Texttoken nach Ähnlichkeit bzw. Zugehörigkeit zur gleichen Kategorie clustern), Schreibaufgaben (Erzeugung von Texttoken) oder die Aufgabe, die Qualität unterschiedlicher Token als Realisierungen einer Textsorte zu evaluieren. Diese experimentellen Verfahren erlauben es zwar, in gezielter und kontrollierter Weise Zugang zu Wissensstrukturen zu gewinnen. Aufgrund ihrer Alltagsferne – präziser: da ihre Situationsparameter sich wesentlich von den Situationen unterscheiden, in denen im Alltag Texte verwendet werden –, tragen sie jedoch die Gefahr in sich, Artefakte zu produzieren und wesentliche Wissensstrukturen und Verwendungsprinzipien nicht zu erfassen. Diese Einschränkung ist v.a. auch deshalb ernst zu nehmen, weil die Funktions- und Zweckbestimmung von Textsorten als ein, ja oftmals sogar als *das*

Kriterium für die Klassifikation anzusehen ist. Neben (quasi-) experimentelle Verfahren muss daher die Untersuchung des alltagsweltlichen Umgangs mit Texten in Gebrauchssituationen treten.

Ein besonderes, auch methodisch zu berücksichtigendes Problem ist die Spannung zwischen normativen und deskriptiven Begriffen, die für viele Textsorten im Alltagsverstand grundlegend ist. Das Erzeugungs- und Interpretationswissen für Textsorten wie Todesanzeigen, Bewerbungsschreiben oder Romane ist nicht nur faktisch kein sozial gleichverteilter Bestandteil kommunikativer Kompetenz. Die Textnutzer und -produzenten orientieren sich selbst daran, dass es Experten gibt, die die Angemessenheit, notwendige Bestandteile, Güte usw. solcher Textsorten (bzw. ihrer Token) definieren. In dieser Hinsicht sind unterschiedlichste gesellschaftliche Bereiche metalinguistischer Normierung, Evaluation und Orientierung (wie z.B. Stilratgeber, Literaturkritik, Deutschunterricht) in die Betrachtung einzubeziehen, und die wechselseitigen Bezüge von Laien- und Expertenverständnissen (z.B. Kompetenzzuschreibung, Sozialisationsprozesse, Veralltäglichung fachsprachlicher Kategorien) sind mit zu untersuchen.

2. Zur Frage der Grundlage für Textsortenklassifikationen

Im Unterschied zu „natürlichen Arten“ beruhen Textsortenklassifikationen nicht auf kulturinvarianten perzeptiven Merkmalen. Es handelt sich vielmehr um kulturelle Kategorien, bei deren Vermittlung expertischen Instanzen (Schule, Ratgeberliteratur, Feuilleton, TV-Zeitschriften etc.) eine wesentliche Rolle zukommt.

Fragen der Ebenendifferenzierung und Hierarchiebildung, der Definitionsmerkmale, der Vollständigkeit und des Verhältnisses von Text und Kontext bei der Textsortenklassifikation sind seit langem umstritten. Aus meiner Sicht *können* folgende Gesichtspunkte kriterial für eine Textsortenklassifikation werden: Linguistica (Art der Textentfaltung, Wortwahl, Grammatica), Funktion/Zweck, Thema, Herstellung, Medium, Textsituation. Diese Kriterien können sowohl die Kategorisierung von Texten bestimmen (z.B. „Funktion/Zweck und Medium“ für Bewerbungsschreiben); zugleich bieten sie einen (Maximal-)Katalog von Gesichtspunkten der semantischen Definition, durch die unterschiedliche Textsorten zu definieren sind. Abstraktere Typen werden dann durch die Irrelevanz bzw. durch die Beliebigkeit der Instantiierung einzelner Gesichtspunkte gebildet. Am wichtigsten und systematisch grundlegendsten scheint dabei die Kategorie „Zweck/ Funktion“, auf der die meisten (aber nicht alle) Kategorisierungen fußen. Da die Kriterien vielfältig und nicht in eine deterministische Dependenzhierarchie zu bringen sind, sind nicht nur multiple Kategorisierungen eines Text-

tokens, sondern auch multiple Hierarchien von Textsortenklassifikationen möglich. Zudem ist zu bedenken, dass neben (hyponymische) Klasseninklusionsverhältnisse (meronymische) Teil-Ganzes-Verhältnisse von Texten und ihren Elementen treten. Die multiple Klassifizierbarkeit von Texten beruht wesentlich darauf, dass Texte kontextrelativ in ganz unterschiedlicher Weise relevant werden können (z.B. der gleiche Text als „Fernschpredigt“, „Polemik“, „moralische Belehrung“, „ritueller Text“). Da situativ relevante Textmerkmale für die Textreferenz und -bezeichnung grundlegend sind, ist stets mit Ad-hoc-Bildungen von Kategorien (eine „Jenninger-Rede“, „Sozialpädagogenbewerbungsschreiben“) zu rechnen. Allein dieses systematisch generative Potenzial schließt schon die Möglichkeit einer exhaustiven Textsortenklassifikation aus.

3. Typisierung aus Sicht der Kognitionswissenschaft

In den vergangenen 20 Jahren haben Kognitionswissenschaftler breit gefächerte Forschungen zu Fragen der (linguistischen) Kategorisierung und zur mentalen Repräsentation von Wortbedeutungen unternommen, die als grundlagenwissenschaftliche Befunde auch für die Textsortenklassifikation zu nutzen sind. Grundlegend und allgemein akzeptiert ist die Erkenntnis, dass Wortbedeutungen (wie z.B. die Bedeutung von Textsortenprädikaten) zumeist nicht – wie dies die klassische, aristotelische Kategorienlehre forderte – durch die Angabe notwendiger und hinreichender Bedingungen repräsentiert sind. Bislang hat sich allerdings kein allgemein akzeptiertes Alternativmodell der Repräsentation der Wortsemantik bzw. von Kategorien herausgebildet, was jedoch auch daran liegt, dass je nach Kategorie unterschiedliche semantische Phänomene zu beobachten sind. Unbedingt zu berücksichtigen scheinen mir auf jeden Fall folgende Ergebnisse zu sein:

- Die mentale Repräsentation von Wortbedeutungen ist unterspezifiziert und oftmals polysem, solange die Wörter nicht im (Äußerungs- u.a.) Kontext interpretiert werden. Erst durch generative syntaktische Prozeduren (wie z.B. der selektiven Bindung semantischer Parameter durch syntaktische Argumente oder durch kokompositionale Prozesse) und durch pragmatische Prozeduren (z.B. referenzielle Spezifikation) gewinnen Bezeichnungen einen kontextuell definiten und desambiguierten Sinn.

- Die mentale Definition von Wortbedeutungen beinhaltet Default-Werte, die erfahrungs- und erwartungsgemäß gelten, sofern keine korrektive spezifische Information vorliegt (z.B. ein Bewerbungsschreiben beinhaltet eine Grußformel). Es können jedoch durchaus Token vorkommen, die andere als die Default-Werte annehmen (Schreiben ohne Grußformel). Zudem gelten viele Definitionsmerkmale unter den Bedingungen der stillschweigenden

Voraussetzung von „normalen“ Hintergrundannahmen, die jedoch in besonderen Fällen nicht zutreffen müssen. Dies führt dann dazu, dass Fälle als abnorme oder gar einer Kategorie nicht zugehörige Vertreter erscheinen, obwohl sie alle Definitionsmerkmale erfüllen (z.B. ist „absichtlich etwas Falsches sagen im Wissen, den Adressaten damit zu täuschen“ keine „Lüge“, wenn das Ziel der Kommunikation nicht in der Vermittlung wahrer Aussagen, sondern in der Kreation möglichst raffinierter und poetisch ansprechender Formulierungen besteht). Default-Werte, „normale“ Hintergrundannahmen und die größere Vertrautheit mit häufigen Vertretern einer Kategorie führen zu Prototypeneffekten – bestimmte Token gelten als bessere, typischere Vertreter einer Klasse als andere. Allerdings sollte die Relevanz der Prototypenbefunde nicht überschätzt werden, da sie in Untersuchungen gewonnen wurden, die die Reaktion auf isolierte Wörter, nicht aber auf Ausdrücke-in-Kontexten berücksichtigten. Prozesse der kontextuellen Interpretation und Desambiguierung von Ausdrücken sind vielfältiger und beruhen auf einer erheblich weiteren Spannweite relevanter Mechanismen und Prozeduren als die isolationistische Sichtweise der Prototypentheorie vermuten lässt. Kontextrelativität der Interpretation von Kategorien und der Zugehörigkeit eines Falles zu einer Kategorie, unterschiedliche Grade von Prototypikalität bzw. Kategorienmitgliedschaft, unscharfe Kategorien Grenzen („fuzziness“), metaphorische und metonymische Kategorienextensionen, die sich konventionalisieren und zu Kategorien führen, die nach dem Prinzip der Familienähnlichkeit strukturiert sind – diese und andere Phänomene sind in der Diskussion um Textsorten wohlbekannt (Stichworte: „Genremix“, Subklassifikationen ohne Oberklasse mit Definition notwendiger und hinreichender Merkmale etc.). Sie könnten unter Rückgriff auf kognitionswissenschaftliche Befunde vielfach systematischer behandelt werden, und manche, immer noch weithin gehegte Erwartungen einer logischen Systematisierbarkeit der alltagsweltlichen (wie auch wissenschaftlichen) Verwendung von Textsortenprädikaten könnten zugunsten einer größeren Rekonstruktionsadäquanz aufgegeben werden.

- Die Frage der Abgrenzbarkeit von Wortbedeutungen bzw. eines „mentalen Lexikons“ ist heiß umstritten. Ob sprachliches, rein semantisches Wissen von enzyklopädischem Weltwissen trennscharf zu unterscheiden ist und woran eine solche Unterscheidung festzumachen ist, ist bislang ungeklärt. Die Liberalisierung und kontextgebundene Differenzierung bzw. Spezifikation von Komponenten der Wortbedeutung lassen die Abgrenzung vielfach fraglich erscheinen. Hinzu kommt, dass etwa bei Laien und Experten kein homogenes Wissen voraussetzen ist und dass sich ihre Konzepte hinsichtlich Differenziertheit, notwendiger und optionaler Definitionskriterien etc. erheblich unterscheiden. Sog. „Frame-Semantiken“ repräsentieren kom-

plexe Hintergrundannahmengenüge, welche selbst nicht zur Wortbedeutung gehören, aber Bedingung für die Relevanz und Interpretation von bedeutungsgebenden Definitionsmerkmalen sind (s.o.). Aus dieser Sichtweise gehört zur Rekonstruktion der Wortbedeutung jeweils auch die Rekonstruktion von Wissensbeständen des Handlungsbereichs, in den ein betreffendes Konzept eingebettet ist bzw. in dem es eingesetzt wird.

Das ist Punkt, der Theorie und Literaturwissenschaft, der Volkswirtschaftslehre, in der Soziologie und Sozialpsychologie, der Psychologie und linguistischen Verfahrenswissenschaften im Zentrum der Aufmerksamkeit in der jüngsten Zeit Methoden der Analyse kommunikativer Handlungen verbindet. Insofern ist das zunehmende Interesse an Konstruktivismus, Empirismus zu verstehen. In Anlehnung zum Empirismus geht der Konstruktivismus weiter und will vom Weltbild zum konstruktivistischen Paradigma in der gegenwärtigen Soziologie sprechen. Während sich dieser Wechsel insbesondere auf die Auswahl einer bestimmten Vorgehensweise bezieht, haben sich auch zwei empirische Ansätze entwickelt, die sich mit der Analyse kommunikativer Vorgänge beschäftigen. Dazu gehören einerseits die Ethnographie der Kommunikation, die Konversationsanalyse und die sprachwissenschaftliche Gesprächsanalyse, deren Methoden nach einem Ausgangspunkt für die Gesprächsanalyse bilden. Schließlich spielt in der Vermittlung der Gesprächsanalyse die soziologische Entwicklung eine wichtige Rolle, besonders die Verfügbarkeit der sich schnell verändernden audiovisuellen Aufzeichnungsmittel, die zunächst die Tonbandaufzeichnung und dann das Videogehör. Der schnell überlegte Einsatz dieser Geräte macht bislang *linguistic context* (Kontexte) praktisch zugänglich.

Diese Entwicklungen bilden den methodischen Hintergrund der soziologischen Gesprächsanalyse, die in die phänomenologisch orientierte Handlungslinguistik mündet. Konversative Handlungen weisen die Grundstruktur eines sozialen Handelns auf, das sich durch Wechselwirkungen und Zeichenhaftigkeit auszeichnet. Wie alle anderen Formen des Handelns unterliegt auch die kommunikative Handlung der Spezialisierung und sozialer Normierung (Vergleiche, die sie offen dort existieren, wo Handeln wiederholt wird und von großer individueller oder sozialer Relevanz ist). Kommunikative Handlungen dieser Art bilden typische Muster, die, an denen sich Handelnde orientieren können. Als kommunikative Handlungen werden diejenigen kommunikativen Vorgänge bezeichnet, die sich groß-

1. Die Ethnographie stützt sich auf Helen Kachru/Thomas Luckhurst 2000: „Ethnography“, in: Gerd Falckner + Katharina Smetz (Hg.) *Qualitative Forschung: Die Handlung*. Hamburg: 3. Aufl. 2000, 519-546; dazu finden sich auch weitere Literatur zum Thema.